

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Nieten und Treffer [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573113>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nieten und Treffer.

Humoristische Novelle von Rudolf Kelterborn.

(Fortsetzung).

Endlich fragte er mit einer Feierlichkeit, die das Mädchen fast erschreckte: „Fräulein Didier, sind Sie mir böse, daß ich Sie mit Du aneredet?“

„Nein, aber jetzt bin ich böse, nicht böse, aber traurig, daß Sie mich nicht mehr Blanche nennen.“

„Also darf ich?“

Sie nickte mit feuchten Augen.

„Und Du fagen?“ fragte er weiter, stürmisch, ihre Hand fest drückend.

Abermals nickte sie, durch Thränen lächelnd. Er forschte: „Aber warum nennst du selber mich nicht „Du“?“

„Ich weiß ja nicht, wie der Herr Knechtli zum Vornamen heißt, du Lieber!“

„Joseph und Maria! Nein, bloß Joseph! Seppli!“ Und nun gabs wieder einen Kuß, und aus wars für immer mit dem Siesagen.

„Jetzt,“ fing sie mit holdseliger Anmut an, „jetzt kann ichs auch sagen, was du wissen willst; aber du darfst mich nicht auslachen. Doch, du darfst, es ist ja jetzt so ganz anders geworden. An jenem Tag, wo ihr die Sitzung hattet in der hintern Kronenstube, da hast du einen der Herrn, es war der Jüngste, tapfer ausgescholten, weil er mit der Zigarre ein Loch ins Tisch-tuch gebrannt und nachher gesagt, das habe nichts zu bedeuten, dazu habe man Weiber, die das wieder flicken. Da hast du ihn verwiesen, das sei keine Manier, andern Leuten Müß und Arbeit zu verursachen, wenn mans leicht vermeiden könnte. Solch verständig Reden hat mir gefallen, ich hätte dir damals schon einen Kuß geben mögen.“

Strahlend vor Liebeslust sagte sie das, wohl fühlend, daß es gar nichts so Dummes sei. Doch nun drängte sie, sich erhebend, mit klarer Besonnenheit aufs Heimgehen. Wie seltsam: Totenschmuck in der Hand und überwältigende Lebens- und Liebeslust im Herzen!

Knechtli war taktvoll genug, sie nicht zum Bleiben zu drängen. Er wollte ihr auch noch seine hilfreiche Hand anbieten für den Tag des Leichenbegängnisses. Das Mädchen schlug es mit Dank aus, sie hätte von Nachbarnleuten der Hülfe genug.

„Ich werde im Dorf in der Gilge Unterkunft finden,“ sprach er, „bis zum Bänklein an der Straßkehr gehen wir noch mit einander.“

Das Einverständnis war selbstverständlich, ebenso, daß man den Schritt nicht beschleunigte; denn zu plaudern gab es genug.

Sie meinte, jetzt sei sie, die vorher Raupe gewesen, gleichsam ein Schmetterling geworden und noch einer von den schönen weißen mit vier roten Augen, wie man sie im Bergland findet. Das war das französische Blut, das aus diesem harmlosen Scherz herauschaute. Erklärend fügte sie gleich hinzu, wie traurig es für ein Mädchen sei, in einer Stellung und unter Menschen zu leben, wo man nie verstanden werde, wo das Sommer-vöglein die Flügel nicht breiten könne vor Angst, sie zu

beschädigen; Knechtli meinte, auch er, trotz seiner angesehenen Stellung im Leben, sei oft genug nicht verstanden worden und selbst bei Leuten, wo man es nicht denken sollte. Dann sprach sie wieder mit plötzlichem hellem Aufblick: „Wenn du mir einmal eine große Freude machen willst, so weiß ich eine Fluh, eine Stunde von hier, von dort sieht man die Diablerets. Dorthin gehen wir, und von dort will ichs in meine Heimat hinüberjauchzen.“

Das versprach er begeistert, glücklich durch solches Vertrauen und durch die Offenbarung eines so kindlich frommen Sinnes.

„Weißt du,“ sagte sie, „wenn es drunten zu arg zuing, so hab ich mich erholt am Anblick der Schneeberge. Ist so ein Eisgipfel am Abendlicht nicht eine Himmelsleiter, darauf man zu den Seligen steigt?“

Weiter erzählte sie, sie hätte schon einmal heiraten sollen, einen reichen Blödsinnigen, den man, um ihn vor üblen Streichen zu bewahren, an eine Frau binden wollte; sie hätte sich aber lieber ins Wasser gestürzt, als dieses Verbrechen zu begehen. Sie nannte den Namen, der Knechtli nachdenklich machte; trotzdem fügte er, vor sich hinstaumend, hinzu: „Diese Reichen haben mir das Leben auch schon sauer gemacht, doch darf man ja nicht ungerecht sein; gerade im Schweizerland haben wir Reiche eine schöne Zahl, die als Edelsteine glänzen im Volk; nur redet man unter den Menschen nicht so gerne vom Guten als vom Bösen. Du wirst in den nächsten Tagen allerlei zu hören bekommen. Wir haben die Geldleute zugemutet, ich solle darauf wirken, daß große Summen unsrer Ersparnis-kasse, an der Tausende beteiligt sind, nicht mehr in mäßigen Hypotheken auf Bodengüter ausgegeben werden sollen, sondern in großen Posten auf Bergbahnen, Gasthöfe und Kurhäuser, Dinge, die in einer Nacht durch Feuerbrunst oder Erdbeben zu nichte sind oder in bösen Zeiten keine Zinsen zahlen können. Fruktifizieren heißen sie das, und Jeden, der auf die fremden Wörter nicht eingeht, nennen sie einen beschränkten Kopf. Aber der Dolder, der zu den Reichsten im Lande gehört, ist auf meine Seite getreten und hat sich darob mit den andern gänzlich überworfen. Doch was plaudern wir solches Zeug, und dazu noch heute; das ist ja grade so wichtig, als wenn man am Maientag hinterm Ofen hocken wollte! Muß denn der Geldgeist auch die heiligsten Stunden vergiften?“

So waren sie an die Stelle gekommen, wo sie sich trennen wollten. In des Mädchens Augen lagen noch viele Fragen. Alles schien sich in die eine große zu vereinen: Ist es wirklich wahr? Ist es für immer, oder muß ich erwachen und ist alles nur ein Traum gewesen? Sie suchte es, da es ans Scheiden ging, auszusprechen, stotternd, zögernd. Er kam ihr mit den Worten zuvor. „Du Märklein, das weiß ich ja selber nicht.“ Dann rasch aufjauchzend: „Mein bist du, mein bleibst du! Bald hörst du Neues von mir!“ Noch einen Kuß, dann stürmte er von dannen, ganze zehn Schritte weit; dann

kehrte er noch einmal um und sagte es ihr noch einmal, daß sie seines Lebens Glück und Freude sei. Jetzt aber: Eins! Zwei! Drei! Und ohne Umschauen: sie bergwärts, er talwärts.

IX.

Das Dorf, zu dessen Pfarrgemeinde der „Galmen“ mit den umliegenden Höfen und zerstreuten Häusern gehörte, ward im Volksmund Spilten genannt, eigentlich St. Piltten oder Sankt Hippolyt. Es gehörte sonst zu den stillsten im Lande, heute, trotz des sonntäglichen Feierkleides, wo alles Hüft und Gott unterblieb; war eine große Aufregung im Ort und insbesondere vor und in dem Wirthaus zur Gilge. Viel Volk kam vom Friedhof her, wo es dem Nepomuk die letzte Ehre angethan, und wiewohl von einem Begräbtesen keine Rede war, so drängte sich doch alles heran; denn man hatte sich während der Leichenfeierlichkeit so unerhörte Dinge erst zugeflüstert, dann laut erzählt, daß manche meinten, der jüngste Tag sei am Hereinbrechen. Das obere Stüblein, vor dessen einzigem Fenster die Lilie als Wirtschilde baumelte, hatte der Kantonsrat Zwinger in Beschlag genommen, weil er hier noch Bekannte erwartete, mit denen er unter vier Augen zu reden gedachte. Drunten in der Wirtstube und auf der Laube saßen sie, Kopf an Kopf, Männer und Weiber, Dorfleute, Höfler und zufällig herangekommenes Volk, Meister und Knechte nebeneinander; es war ein ungleich heftigeres Gedränge, als wenn es sich um eine Gemeinderatswahl gehandelt hätte. Auch vor dem Hause stieß sich, wer drinnen nicht Raum fand, verhandelte das Neue und Neueste und suchte die Zukunft zu deuten, und Jeder sprach es unverhohlen aus, daß er das Ding schon lange vorausgesehen.

Zwinger, auf das Erscheinen Knechtlis harrend, trat in den Hausflur und ward als angesehener, besonnener Mann bestürmt, Auskunft zu erteilen, was Wahres an den Gerüchten sei. Die Leute flüsterten einander zu, daß der Kantonsrat in der letzten Zeit mehrmals auf dem „Galmen“ und in dessen Nähe gesehen worden sei, sie hielten ihn deshalb für amtlich unterrichtet von allem, was dort geschehen. Er gab dies durchaus nicht zu, fragte vielmehr seinerseits, was denn allem Volk den Sinn verrückte, daß sie so verkört dreinschauten. Da gings los, das Ungewitter. Am Fallitmachen sei man auf dem Kurhaus; Galgen sollte das Ding heißen, nicht „Galmen“; die Papiere, wo 1000 darauf stünde, gälten keine 500 mehr; wo man gehe und stehe, sei davon die Rede, auf der Eisenbahn und in allen Wirtshäusern bis zur letzten Pinte. Und wenn Einer reklamiere, werde er noch ausgelacht. Wenns noch eine Gerechtigkeit gebe im Land, müßten sie alle gefesselt und gebunden sein, die Bankherren, die die verlognen Artikel in die Zeitungen gesetzt hätten.

„Nehmt euch in Acht, was ihr sagt,“ erklärte Zwinger mit überzeugender und zugleich tröstlicher Ruhe. „Von Fallitsein ist noch keine Rede, sonst müßt ichs ganz genau wissen. Wenn aber die Kurhauspapiere heute viel und morgen wenig gelten, so ist das heutzutage nichts andres als bei jedem Geschäft. Ihr hättet eben die Finger davon lassen sollen. Da geht es zu wie beim Roßhandel: Einer rühmt die Mähre, der andere macht sie herunter.“

Jeder glaubt, was er glauben will, wenn er gescheit ist; was man ihm aufschwächt, wenn er ein Tor ist. Der Kluge mißt sich in keinen Handel, den er nicht versteht. So gut man Lügen schwagen kann, so kann man auch Lügen schreiben und drucken lassen; man muß sich nur hübsch um die Gesetze herumklügen und Leute finden, die alles glauben.“

„So gehören die Zeitungen vors Gericht,“ riefen die Zuhörer, „alle die Blätter, die das verlogne Zeug unter die Leute bringen. Lug ist Trug, solange die Welt steht, und der Betrüger gehört an die Schellen.“

„Wenn man ihn hat,“ ergänzte Zwinger mit ungetrübter Ruhe; „aber man kann die Birnen nicht vom Baum schütteln, bis sie reif sind, kann die Leute nicht ins Zuchthaus stecken, bis sie sich in unsern Gesetzen verstrickt haben. Aktien sind keine Banknoten und kein gemünztes Geld. Wenn ich für einen Freibergergaul vierzig Napoleons zahle und verkaufe ihn acht Tage später wieder für dreißig, weil er mir nicht ansteht, so geht das keinen Menschen nichts an. Und wenn ich ihn für fünfzig, für sechzig nicht hergeben will, so kann mich kein Mensch dazu zwingen. Einen Gaul hat nur, wers vermag, und Aktien und derlei Lotterieware soll nur kaufen, wer Geld genug hat, damit zu spielen. Hättet ihr bei der Affäre Geld gewonnen, so hättet ihrs allesamt eingesteckt und keinem wärs eingefallen, ein krumm Maul zu machen.“

Da sagte dann doch einer aus der Menge: „Das hätten wir nicht von Euch gedacht, daß ihr auf die Seite der Geldmenschen und gegen das arme Volk steht, das seine Ersparnisse verliert. Man hat euch sonst für einen Ehrenmann gehalten, Zwinger.“

„Das bin ich hoffentlich und will es bleiben,“ antwortete der Apostrophirte mit scharfem Ernst. „Hab ich euch nicht gewarnt, wo ich konnte und soviel ich konnte, ohne selber die Finger zu verbrennen? Warum seid ihr meinem Rat nicht gefolgt?“

Sie mußten ihm Recht geben und gingen nun, da er, stets noch auf seinen Knechtli wartend, sich zu ihnen setzte, zu den Einzelheiten über, wohl in der Hoffnung, von dem gesetzeskundigen Mann noch einen guten Wink zu bekommen, was etwa noch gerettet werden könnte.

Die Meinung, daß es am Schönsten wäre, wenn der ganze Chinesentempel, der dem Volk zum Spott erbaut worden sei, eines schönen Tages in Flammen aufginge, wurde schon von seiten der Klügern aus der Dorfschaft energisch bestritten: „Das wär ihnen ein gefunden Fressen! Da könnte die Feuerversicherung Blut schwitzen, den Schaden zu vergüten, und die Kerle lachten sich den Buckel voll. Im Gegenteil, man muß ihnen auf die Finger sehen, daß es nicht geht, wies im Grimmspittel ging; wer alt genug ist, weiß sich des wohl zu erinnern.“

Bei ruhiger Besprechung stellte sich heraus, vor wenigen Tagen sei ausgemacht worden, das Kurhaus mit allem, was drum und dran hängt, werde geschlossen und wahrscheinlich verkauft werden, möge es gelten, was es wolle; denen, die es gegründet, sei es verleidet, weiter Vorschüsse zu verschreiben; darum hätten sie schon längst ihre Anteilscheine so gut wie möglich an den Mann gebracht, und die Käufer müßten nun zu allem Ja und Amen sagen. Am Ende komme es noch zu gerichtlichen



D Herre Gott, ich bitte Dich,
Schick einen Engel, der schafft für mich!

Untersuchungen, da eine Ordnung in den Büchern herrsche, daß es einem schwarz werde; der italienische Hechinger geberde sich, als hätte er schon alles in der Tasche.

Als man die Sache genauer ins Auge faßte, zeigte es sich, daß wieder einmal mehr Geschwätz war als nötig; denn die meisten, die sich dreinmischten, hatten weder Aktien noch Obligationen; sie hielten es aber für ihre Pflicht, tapfer über die Stadtsherren und die Ungerechtigkeit der Welt loszuziehen und hätten es eben gar zu gern gesehen, wenn einmal einer von denen, die fünflibergroße Hemdknöpfe tragen und ohne Augenglas nicht in die Welt schauen können, vom Landjäger mit Manschettlein über die Straße geführt worden wäre.

Endlich erschien Knechtli, fast atemlos, sodas er sich verschtaufeln mußte, eh' er Red und Antwort geben konnte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; Zwinger indes ging ihm entgegen, ihn abzufangen, daß er nicht dem ungestümen Fragen der Menge verfallte.

Bald saßen die beiden Männer in gesondertem Stüblein, und niemand störte sie als der Gilgenwirt, dessen Indiskretion sie nicht zu fürchten hatten. Knechtli erzählte, daß im „Besten Bazen“, wo er so lange aufgehalten worden sei, das junge Mädchen alles aufs beste in Ordnung gebracht und daß überdies Frau Trösch vom „Galmen“, eine zuverlässige Person, dort weile; es werde vermutlich von einem gerichtlichen Einschreiten abstrahiert werden, da es thatsächlich konstatiert sei, daß bei der Unordnung im Kurhaus manche geleistete Dienste nicht durch Baarzahlung, sondern in Naturalien und Effekten vergütet worden seien; wieweit sich das auf schadhafte Gläser und Teller, auch auf ausrangierte Handtücher und dergleichen erstreckte, sei nicht mehr festzustellen. Nepomuk habe manchmal, so übel er auch auf

der Brust bestellt gewesen, in der Kurkapelle ausshelfen müssen, wenn ein anderer gefehlt, und da sei halt dies und das seiner Frau zugesteckt worden; sehr ängstlich im Verlangen und Heischen sei sie so wie so nicht. Dafür sei die Petronella wegen Getränkesteuer und Bezug der Liqueurs zur Rede gestellt worden; aber nun, da Nepomuk tot, werde man die Sache auf sich bewenden lassen;

viel wichtiger sei, daß die Wittfrau in die Hand des Geistlichen gelobt, so lange sie lebe, keinen Tropfen Gebranntes mehr über die Zunge zu bringen.

Zwinger war verwundert, daß der Freund gar so viel Anteil an der Familie nehme. „Da hab ich doch Wichtigeres zu berichten,“ sagte er, ihn zu Tische nötigend. „Knechtli, die Wahl ist bestätigt, Ihr seid Verwalter der Anstalt, und überdies hat der Kantonsrat die Umgestaltung genehmigt; wenn es irgendwie geht, wird der

„Galmen“ Sommerstation für die Ruhigen und die bezahlenden Pensionäre von auswärtis. An solchen aus dem eignen Kanton wird es nicht fehlen. Jedenfalls wird, wie ich euch jüngst vorausgesagt, auf dem „Galmen“ Euer Posten sein als Verwalter mit aller Vollmacht, die Ihr nur wünschen könnt. Ein Arzt und ein oder zwei Assistenten haben ebenfalls Quartier droben, und so wäre nur zu wünschen, daß der Sitz schon verbrieft in unsern Händen läge.“

Knechtli ward nun doch, sein anderes Geheimnis im Herzen bewegend, freudig überrascht, als es zur Thatsache geworden, was es bisher nur gehofft. Mit Wort und Handschlag dankte er dem redlichen Freund für seinen Anteil am Zustandkommen des neuen Verhältnisses und versprach, sein Bestes zu thun. Man hatte des Weitern noch viel zu berichten. Es stellte sich heraus, daß Salvioni, insgeheim von solchen unterstützt, die ihre Aktien noch rechtzeitig an den Mann gebracht, sich erboten habe, das ganze Etablissement, wenn es zur Liquidation komme, zu etwa 45 % des Erstellungs- und Ausstattungskontos zu übernehmen und durch bisher unversuchte Mittel zu neuem Aufschwung zu bringen. Bendicht, der Gilgenwirt, meinte, eben darum seien jetzt noch ins Spätjahr hinein einige Familien droben, um die Augen über allem offen zu haben, was gehe; denn einerseits halte man den Säble für einen durch und durch routinierten Mann, der Alles durchsetzen könne, und andererseits traue ihm keiner, nicht einmal drei Finger lang. Auch verlautet, ergänzte Bendicht mit gedämpfter Stimme, daß möglicherweise ganz nah beim „Galmen“, vielleicht auf dessen Grund und Boden, etwas gegründet werde; es gehe das Ge-



Sant Peter, unser Schutzherr bist:
Ich glü dir's Neth, glü du mir d'Sisch.



Könt ich der Buren Herrgott syn,
Gab Spek der Baum, der Brunnen Wyh.



Schütz mich vorm Bliz, o Gnadenbild,
Verbrenn den Zinsherr und die Gilt!

rücht, daß der Boden Schätze enthalte, ein Herr von der Verwaltung habe einen geheimnisvollen Brief bekommen, der Gemeindefreiber sei angegangen worden, herauszubidieren, wer das Schreiben verfaßt.

„Spätestens auf Ende September,“ schloß Zwinger, „wird die Sache sich entscheiden. Wir werden zugreifen, mögen wir das Geld noch so mühsam aufbringen. An Eurer Stellung, Knechtli, ändert das nichts, Ihr seid unser Mann, die schriftliche Ernennung wird allbereits unterwegs sein; an den Bedingungen, die Ihr gestellt, hatte niemand etwas auszuweisen. Wir selbst hätten allerdings noch etwas auf dem Herzen; aber es läßt sich nicht wohl in einen Paragraphen fassen. Wenn ich Euch gut zu Räte bin, so seht Euch nach einer Frau um; denn damit wäre uns am allerbesten geholfen; doch muß es keine sein, die Bücher schreibt, aber eine, über die man Bücher schreiben möchte.“

Knechtli schwieg verlegen, wenngleich es ihm innerlich so wohl ward, daß er am liebsten gerade aufgejauchzt hätte. Er fühlte sich reich, gesichert, geborgen für das ganze Leben.

Zwinger fuhr fort: „An Eurer Stelle, Knechtli, würd ich auf nichts andres sehen als auf Tüchtigkeit der Art; machts wie Hermann that, als er die Dorothea heimführte. Ihr seid frei in der Wahl, und das ist Goldes wert.“

Jetzt konnte Knechtli auch nicht mehr länger stumm bleiben; er faßte Zwingers Hand und rief: „Was soll

ich länger verschweigen! Sie ist gefunden, und Ihr müßt der Erste sein, der es weiß, und am allermeisten solls mich freuen, wenn Ihr Brautvater sein wollt. Die Blanche vom „Letzten Bazen“ ist es, die uns vor einigen Wochen aufgewartet.“

Zwinger schlug ein und rief zugleich: „Den Brautvater nehm ich an, und so ziemt es sich, daß wir uns von heut an mit Du anreden, Joseph und Matthias, zwei wahrhaftige Heilige, und weil deine Braut aus dem besten Weinland ist, so müssen wir eine Flasche draufsehen. Der Gilgenwirt weiß schon, von welchem.“

Man vergaß bei dem perlenden Trunk so viel Verdrießliches der Gegenwart und redete in die goldige Zukunft hinein, baute nicht Lustschlösser, sondern, wie es besonnener Männer Art und Brauch ist, ein freundlich Schweizerhäuschen, das ins Grüne schaut, ins Große und Weite. Das gefiel Matthias ganz besonders wohl, als sich sein neuer Freund dadurch nicht irremachen ließ, daß seine zukünftige Frau in jener Schenke gedient hatte: „Ein solches Mädchen,“ sagte er, „wenns sonst gesunden Herzens ist und die Augen offen hat, lernt die Menschen kennen und ihren Wert und Unwert, und das ist für deinen zukünftigen Beruf ein unbezahlbares Gut. Unbezahlbar ist es auch, daß sie schon schwere Stunden erlebt und dem Ernst des Lebens ins Auge geschaut und darüber den Kopf nicht verloren und den Mut nicht sinken gelassen; das Unglück läutert den Menschen wie der Föhn die Alpentäler.“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder

führen den Leser der „Schweiz“ ins Appenzellerländchen hinauf. Ein wackerer Riehbueb ist Karl Viner in St. Gallen Modell gestanden, einer, der schon als kleiner Dreikäsehoch sich mit Kuhschellen und Milcheimern zu schaffen macht, ein Sprößling jenes originellen Menschenschlags, der durch seine angeborne Zungenfertigkeit und heitre Gemütsart in unserm Vaterland und über seine Grenzen hinaus rühmlichst bekannt ist. — Wer durch öftere Wanderungen im Land Appenzell dessen Bewohner kennen gelernt, der weiß diesen angenehmen Charakterzug wohl zu schätzen, besonders im Hinblick auf die bescheidenen Verhältnisse, in denen die meisten leben. Glückliche Menschen glaubt man dort an der Tagesordnung.

Mit Genehmigung des Besitzers geben wir ferner zwei flotte Federzeichnungen von Emil Anner wieder, ein gemütliches Appenzellerhäuschen im „Wintergrust“ und einen Bewohner, den fleißigen Weber am Stuhl. Die beiden Bildchen wurden im Auftrag der Firma Dietrich Schindler gezeichnet, die ihre Seidenbeuteluche hier oben weben läßt und so Hunderten von Familien einen lohnenden Hausverdienst bietet. Diese Firma ist es freilich nicht allein, die Arbeit ins Land bringt; landauf, landab hörst du sozusagen aus jedem Häuschen bis hoch an die grünen Berghalden hinauf den Webstuhl rasseln; die große Vollkommenheit der Schindlerschen Produkte aber erfordert die besten Kräfte, die gewandtesten Weber.

Die schlichte Unscheinbarkeit des Beuteluchs, das ausschließlich in Mülsereten zum Sieben des feinen Mehls verwendet wird,

läßt die zu seiner Herstellung nötige, schwierige Arbeit kaum erraten. Daß man sich davon eine Vorstellung machen kann, genügt vielleicht die Angabe, daß bei der feinsten Nummer bis zu 11000 Kettfäden mit über 7000 Schußfäden auf einen Quadratmeter verwoben werden müssen, um die rund 37000 gleich großen Löchl auf jeden Quadratfuß zu erhalten, die in dieser Nummer verlangt werden. Nach dem Weben müssen dann erst noch alle gebrochenen Fäden sorgfältig „verwifelt“ werden. Ist beim Weber viel Fleiß, große Aufmerksamkeit und jahrelange Übung erforderlich, daß ein gleichmäßiges, schönes Gewebe zustande komme, so bedarf die Wislerin, die nachher die gebrochenen Fäden ausbessert, gar guter Augen und vieler Geduld.

Fast jedes Bauernhaus im Appenzellerland besitzt einen Webständer unter dem Erdgeschoß; der Boden ist die nackte Erde, die Wände sind meist kahl und feucht, mit Zuglöchern versehen. Das Licht strömt durch eine ununterbrochene Fensterreihe nächst der Decke ein. Hier arbeitet der Mann den ganzen Tag mit nicht geringer, körperlicher Anstrengung, während in der Stube über ihm Frau und Kinder sich mit Spuhlen der Seide oder Verwifeln gewobener Stücke, vielleicht auch mit Geschirrfassen beschäftigen. Welche Rolle diese Hausindustrie im Leben unserer Appenzeller Mitteilgenossen spielt, liegt auf der Hand.

Unser Zeichner Emil Anner hat sich hauptsächlich an der Akademie in München ausgebildet und arbeitet seit 1890 in Baden im Aargau. Wir hoffen bald mehr von ihm bringen zu können.

G. M.

